

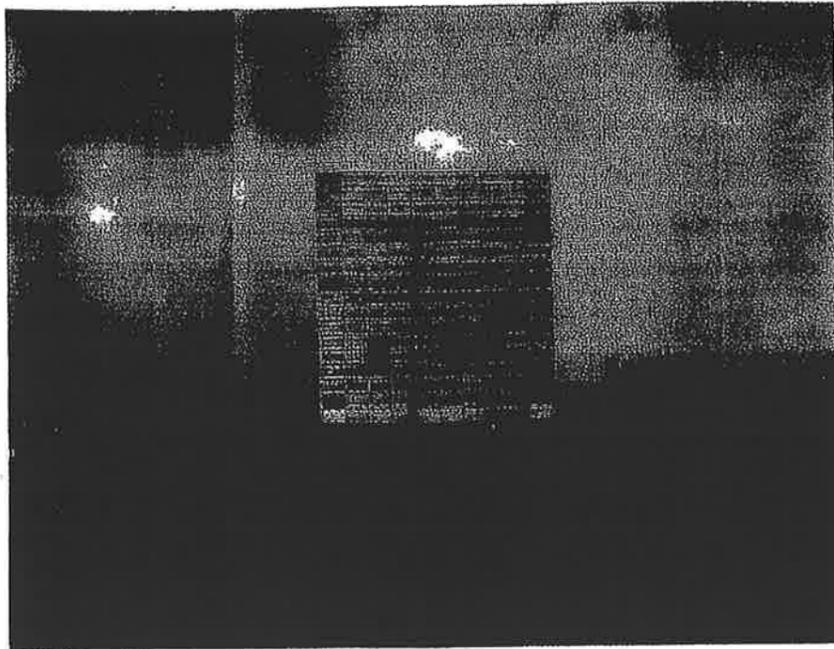
Die Zeit, 16.5.02

Die Reise führt tief ins Verwunschene. Hinein in die Schweiz der Schindeldächer und Fensterläden, wo der See freundlich gluckst, der Hahnenfuß leuchtet und von ferne die Schneekuppen grüßen. Ganz so beschaulich indes wird es nicht bleiben, denn ab dieser Woche verwandelt sich der Weiler Murten zum Zentrum nationaler Selbstdarstellung, die Peripherie ist Mitte. Hier und in drei weiteren Städtchen der Westschweiz werden sich die Eidgenossen einen großen Sommer lang feiern, fünf Millionen Menschen sollen kommen.

Schon einmal, auf der Landesschau 1896 in Genf, hatte sich der Staat zum Dörfli verklärt. In einem nachgebauten Idyll mit Käsern und Schmieden ließ sich vergessen, dass draußen die Industrialisierung fauchte und rauchte. Murten aber, die Liebliche, will nichts verstecken – mitten hinein in die Beschaulichkeit drängt rostend die Wirklichkeit.

Weit draußen, im Dunst des Sees, taucht er auf, ein übermächtiger Störkörper aus Stahlplatten, entworfen vom Pariser Architekten Jean Nouvel. Rätselnd steht man am Ufer, das Auge kreisend, weil es die Größe des Würfelwesens nicht ermessen kann. Auch der Verstand wird auf sich selbst zurückgeworfen: Ist dies ein Kunstwerk? Eine Allegorie auf die Schweiz? Symbolisiert sich dort draußen jenes Land, das Max Frisch ein Gefängnis nannte? Fragend setzt man mit einer Solarbarke über, betritt durch eine Luke den mächtigen Kubus, beginnt ihn zu durchwandern und zweifelt am eigenen Körper. Die Füße melden dem Kopf, der Boden sei leicht schräg und bewege sich sacht. Doch das mag der Kopf nicht glauben: Wie sollte sich dies Monstrum, das Unvertickbare, erschüttern lassen? Man traut der Verunsicherung erst, als man erfährt, dass diese Skulptur in Wahrheit ein Schiff mit Bootnummer ist: Der Monolith treibt – und unser Bild einer unerschütterlichen Schweiz schwimmt.

Genau dies ist das verborgene Leitmotiv dieser Landesaussstellung: Anders als die Expo in Hannover bricht sie nicht in Heilungsgesänge aus, sondern blickt skeptisch und lustvoll zugleich auf das eigene Dasein. In diesem Land, in dem alles fix und gerichtet ist, alles seinen Ort und seine Regel hat, wird das Riesenfest zur Chance der Selbstbefragung. Nur in der Schweiz gibt es diese besondere Form des Festivals, nur hier gönnt man sich alle 30, 40 Jahre eine Plattform, um sich selbst darauf aus- und darzustellen. Im 19. Jahrhundert waren Landesschauen oft Technikmes- sen, man definierte das Land über Produkte. Später sollte die „Landi“ helfen, die zerrissene, vielsprachige Republik zumindest für einige Wochen zu verklammern. 1939 stand „geistige Landesverteidigung“ auf dem Programm.



Die Schweiz, ein Rätselkasten mitten im See von Murten – entworfen von Jean Nouvel

Heimat, du wilder Mix!

Die Schweiz sucht sich selbst – auf dem wunderbaren Kunst- und Architekturfestival Expo.02 / VON HANNO RAUTERBERG

Wer hingegen heute aufbricht, um in einem der vier Städtchen nach den „Volkswerten“ der Gegenwart zu forschen, findet sich wieder im Diffusen, in einer Unbestimmtheit, die im Ort Yverdon-les-Bains sogar eine vom Büro Diller & Scofidio erdachte architektonische Form findet. Architektur ist jedoch nicht ganz der richtige Begriff, um dies schwebende, sanft vom Wind zerwehte Etwas zu beschreiben. Alles Ewige, klar Umrisse löst sich auf, in dieser Wolke, die knapp über dem See zu schweben und zu leben scheint. Über zwei Stege gelangt man hinüber in das wabernde Nass, doch je näher man ihm kommt, desto ungreiflicher wird es. Schließlich steht man mitten in den Wasserschleiern, ausgestoßen von 32 000 Düsen; die Architekten lässt sich nicht mehr sehen, nur noch spüren. Schließlich gelangt man über Treppen in die Bar, wo alle auf die Wolke herabblicken, ein Schweben spüren, sich fühlen wie Wanderer über dem Nebelmeer. Auch Getränke gibt es – 40 Sor-

ten Wasser. Hier, erhaben über dem See, im Rausch der Weite, lässt sich lernen, was Nuancierung heißt.

Ähnlich wie der rostige Monolith in Murten kann man auch dies feuchte Wallen als Inbild der Schweiz begreifen: Ein Land gerät in Sichtweite, das ausgefuchste Konstruktionen liebt, das selbst seine Wolken, sein Wetter für machbar hält – und das doch nur Vergängliches hervorbringt. Die Wolke fällt in sich zusammen, sobald der Strom aussetzt.

Keine Heidi, keine Schoggi

Solche Vieldeutigkeiten begegnen einem überall auf dieser Expo, und dies ist vor allem Martin Heller zu verdanken, dem künstlerischen Intendanten. Er will das Publikum nicht mit Klischees abspesen, sondern fördert das Un- und Missverständliche, er will Denkräume öffnen, für den, der denken will. Freilich kann man sich auch aufs reine Amüsament beschränken, denn die Expo ist

nicht elitär. Es gibt Riesenträger und Schießbuden; es gibt Ideologiekapseln wie den Pavillon Biopolis, in dem man sich ganz den Segnungen der Gentechnik verschreibt; es gibt Matscheibenmäzchen, schnell verlodemde Augenfeuer. Und doch ist Heller und seinen vielen Mitarbeitern das Erstaunliche gelungen: Sie haben einer Großveranstaltung einen Anspruch auf Tiefe abgerungen, haben Künstler, Politiker, Sponsoren unter ein Dach geholt, ohne vor den Unterhaltungs- und Werbewünschen zu kapitulieren. Statt sich mit Heidi, Toblerone und Matterhorn auf sinnstiftende Einheitsfeiern einzulassen, suchen sie lieber das Eigene im Fremden und fördern das Befremden am Eigenen.

Der Pavillon *Heimatsfabrik* etwa, konzipiert von Barbara Holzer und ihrem Büro d-case, wirkt wie eine archäologische Fundgrube. Provisorisch abgedeckt, drängt sich der Bau an eine mittelalterliche Festungsmauer und lädt zu einem Parcours: vorbei an Müllcontainern, nie-

dergeworfenen Transparenten einer Demonstration, an Herointütchen und Tabletten, an einem wirren Kunstschlingenschlang aus Schläuchen, blubbernden Kolben und Pumpen, in denen aus Harnstoffpulver rosa Kristalle gezüchtet werden – als wäre diese Fabrik ein Labor, in dem sich die Zeichen einer ungemütlichen Gegenwart mit unseren Wunschbildern mischen. Ein Gebäu entsteht, von dem man nicht weiß, ob es explodieren oder uns sedieren wird. Heimat ist in diesem Pavillon ein wilder Mix.

Doch nicht nur nach der Identität des Kollektivs fahndet die Expo, auch das Selbstverständnis des Einzelnen wird ausgeleuchtet. Ein Pavillon fordert auf zum Dauerschweigen und lässt einen spüren, welche Macht das Unausgesprochene haben kann. Ein anderer lädt ein zum Ehebund für 24 Stunden, zu einer tollkühnsten Performance, in der jeder den eigenen Gefühlen von Distanz und Nähe nachspüren darf. Auch die totale Finsternis lässt sich auf der Expo erfahren, plötzlich muss man wieder den inneren Bildern trauen; oder man taucht ein in das allmächtige Rot einer Bar, bis man tränenden Auges den Raum verlässt und einem die ganze Welt in krassem Grün erscheint. Am Ende weiß niemand mehr genau, ob er eigentlich noch Herr der eigenen Sinne ist.

Künftig werden sich Künstler, die Wahrnehmung und Bewusstsein zu ihrem Thema machen, an dieser Expo messen müssen, denn die vielen hier vorgeführten Spielarten der Spiegelung und Einbindung lassen sich weder steigern noch verfeinern. Die klassische, museale Präsentation, wie sie in einem Pavillon von Harald Szeemann mit Kunstwerken zum Thema Geld vorgeführt wird, nimmt sich im Vergleich merkwürdig bieder und vertrocknet aus.

Natürlich ist diese Landesschau mit ihren 40 Pavillons und 1000 Theater- und Musikaufführungen auch ein Festival des Kulturkonsums. Und doch – das ist die große Überraschung – fehlt es ihr nicht an Subtilität, ja, die Expo macht sich sogar selbst zum Thema und blickt spöttisch auf ihre Zukunftseuphorie der Vergangenheit. Mitten in Murten, wo Jean Nouvel ein Vexierspiel aus Geschichte und Gegenwart, aus künstlich patinierten Pavillons und ruppigen Baucontainern inszeniert, steht ein aufgebocktes U-Boot, eines der wichtigsten Exponate der Landesschau in Lausanne 1964. Damals durfte man einsteigen, hinabtauchen in den modrigen See. Heute indes ist das Faszinosum von einst, jenes viel bestaunte Wunderwerk der Technik, vom Rost durchlöchert, von der Zeit zernagt. Die Expo exponiert ihren Stolz – aber auch ihre Vergeblichkeit.

Bis 20. Oktober; Informationen unter 0041-848 800 800 oder www.expo.02.ch

Das Letzte

Liebe Mette-Marit, Prinzessin von Norwegen, Blume des Nordens, Königin der Schmerzen, *mater designata et regina voluntaria*: Es war ein klarer, blaublütiger Tag im mittleren Mai, 30 echte, aber 40 gefühlte Grad im Schatten, das Thermometer im Maximum, das Barometer im Minimum, deine Sonne im Zenith des künftigen Ruhms, himmelwärts verstärkt durch die glühenden 400-Watt-HMI-Scheinwerfer eines deutschen Fernsehenteams, das fragte und fragte, maximal invasiv, erst eindringlich, dann zudringlich, höllisch intim unter brüllender Sonne, fragend, wie hitzig du ihn liebtest, den Prinzegehn an deiner Schokoladenseite, und ob du deinem Land so treu zu Füßen liegst wie unser Sonnenstichkönig Michael Schumacher, der auch nie zur Wahl geht, wie du, weil adlige Bürger sich nie selbst wählen, und der keine Steuern zahlt, wie du, der sich stets selbst den Vortritt lässt und auch als Zweiter als Erster durchs Ziel schießt, damit seine Größe nicht verdunkelt wird vom Schlagschatten einer Niederlage oder von einem ausländischen Schweißfuß wie Rubens, dem Barrichello.

Die Sonne glüht, und die Fernsehmenschen fragen und fragen, ob du ihn überhaupt magst, unseren Schummel-Schumi, den gebürtigen Deutschen, nun König von Monaco und *roi du champagne*, Patriot unter der Nationalhymne, aber steuerfreier Ausländer im Finanzamt. Ja, liebe Mette-Marit, für diese Nass-Forschungen hast du leiden müssen wie ein Untertan, ohne Sonnenhut, ohne Sonnenmilch („aktiver Alterungsschutz auch in mittleren Jahren“), und jetzt bist du eine Versehrte im Nase-, Mund- und Kussbereich, *dermatitis solaris*, „Lichtschaden mit Bläschenbildung“, sagt das Bulletin, mit Schädigung der Pupille linksseitig, Verletzung der Hornhaut, Verletzung der Seele, Verletzung des Geliebten! Hätte es noch eines Beweises bedurft, wie brandgefährlich unsere Demokratien sind, ihr Hass auf den Adel, ihr Gleichheitsterror, der alles verbrennt, was erhaben ist, edel und gut? Wie die „demokratischen Öfendlichkeit“, diese vierte Gewalt, unter dem Vorwand schattenloser Aufklärung brandschatzt und gleichmacht, bis dass die Haut in Fetzen hängt?

Liebe Prinzessin Mette-Marit, nun hast du am eigenen Leib erfahren müssen, was Kierkegaard, der Däne, schon immer wusste: Demokratien sind die Brandblasen der Freiheit und die Sonnenfinsternis des Glücks. Sie bringen nichts anderes hervor als die *dermatitis politica*, den Kanzler Guido Westerwelle („Mehr Netto für alle“) und das verzweifelte Hoffen auf einen neuen König und eine neue Königin. Mette-Marit, Mater dolorosa, Königin von Deutschland und Norwegen, Hoheit von Berlin und Brandenburg: Bitte für uns! FNWS